

Literatur des Auslandes.

N^o 136.

Berlin, Mittwoch den 13. November

1833.

Italien.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in Mailand.

Indem wir uns anschicken, eine Charakteristik der vornehmsten Kunstwerke zu geben, welche die diesjährige Ausstellung in den zu diesem Zwecke bestimmten Sälen des Palazzo di Brera in Mailand imponant machten, glauben wir auch die Deutschen Leser damit zu erfreuen, da es wohl immer interessant bleibt, über den Zustand der Kunst in dem eigentlichen Vaterlande derselben einige nähere Details zu besitzen. Ohne weitere allgemeine Bemerkungen und Hinweisungen, da sich diese von selbst aus der Darstellung des Einzelnen ergeben, schreiten wir sogleich ans Werk und erlauben uns zunächst, von zwei Monumenten zu sprechen, von denen das eine als Modell auf einem Absatz der großen Treppe jenes Palastes, das andere unter den oberen Portiken steht, durch welche man zu den Sälen der Ausstellung gelangt.

Monumente. Das erste, dem Andenken des Marchese Casar Beccaria gewidmet, der jenes berühmte Werk „Ueber Vergehen und Strafen“ (*Dei delitti e delle pene*) schrieb, besteht aus einer kolossalen Statue auf einem ihrer Größe angemessenen Piedestal: die verdiente Societät degli *azionisti*, die es über sich nahm, ihr Vaterland von einer so heiligen Schuld zu befreien, übertrug die Ausführung der Idee dem kunstreichen Meißel des Ritters Pompeo Marchesi, Professors der Bildhauerkunst an der Akademie, der diese wichtige Aufgabe ganz befriedigend löste. Wirklich scheint sich der Künstler durch seine großartige Ausführung mit dem großen Manne, den er bilden sollte, auf gleiche Stufe gestellt zu haben. Die Stellung kann nicht angemessener und edler gedacht werden. Da der berühmte Rechtsgelehrte unter den Auspicien der Kaiserin Maria Theresia in demselben Palaste, wo ihm das Monument errichtet worden, seine Vorlesungen hielt, so stellte ihn der Künstler dar, wie er, auf einem Katheder sitzend, die rechte Hand erhebt, als ob er seine Lehrsätze diktiert, und die Linke auf sein unsterbliches Werk stützt. Der Ausdruck von Güte in diesem Antlitz, mit der Humanität seiner Lehrsätze und den Lineamenten des Bildnisses im Einklang, erhebt das Imposante der ganzen Figur um Vieles. Auch von den minder hervortretenden Theilen derselben könnte man sagen, daß sie die Absicht des Künstlers durchschimmern lassen. In vollkommener Uebereinstimmung mit allem Uebrigen läßt er uns, der Würde des Ganzen unbeschadet, eine ansehnliche Körperfülle wahrnehmen. Die unbedeckten Theile sind mit größter Meisterschaft modellirt, die gewaltigen Locken einer Perücke, wie man sie damals trug, durch einen natürlichen Kopfschub geschickt ersetzt; die lange Robe, in welche die Figur gehüllt ist, könnte nicht besser angepaßt seyn, um die Formen des Körpers ganz hervortreten zu lassen und dabei den darunter befindlichen modernen Anzug durch majestätische Falten zu verhüllen; kurz, Alles verkündigt eine großartige Auffassung des Gegenstandes, die kunstvoll ins Leben getreten ist. Wir glauben jedoch, daß Eine Bemerkung nicht am unrechten Orte seyn dürfte, obschon sie keinen Gegenstand von besonderer Wichtigkeit betrifft. Betrachtet man die Statue von unten nach oben, wozu man, da sie auf einer Treppe steht, natürlichen Anlaß hat, so scheint es, als ob die Hände, besonders die rechte Hand, in Vergleichung mit dem Kopfe etwas schwer wären; von oben betrachtet fanden wir den Kopf in Verhältnis zur Masse des ganzen Körpers leicht, dagegen die Hände in Harmonie mit dem Kopfe. Vielleicht wird der Künstler bei der Ausführung in Marmor diesen Fehler verbessern.

Das zweite Denkmal, welches vollendet in den oberen Portiken steht, ist dem ausgezeichneten Dichter Vincenzo Monti errichtet, auf dessen Werke die neuere Italienische Literatur so lange stolz seyn wird, als erhabene Conception, Adel des Stils und Reinheit der Sprache etwas gelten werden. Die trefflichsten Künstler haben das Ihrige beigetragen, um ein Monument zu Tage zu fördern, das solchem Ruhm entspreche. Der große Maler Pelagio Palagi zeichnete die Umrisse; von dem akademischen Bildhauer Abbondio Sangiorgio wurde es plastisch angeführt und von einem anderen akademischen Bildhauer, Luigi Manfredini, in Bronze gegossen. Das Monument, dessen Basis zwei Sockel aus polirtem Granit bilden, ist ein bronzenes Piedestal mit einem die trauernde Poesie darstellenden Basrelief; darüber erhebt sich ein anderer Sockel, auf dem inmitten zweier scenischen Masken die mehr als lebensgroße Büste des Dichters steht. Die ganze Arbeit athmet wahrhaft Griechische Eleganz.

Historische Malerei. Das größte und zugleich großartigste

Gemälde dieser Art lieferte der Ritter Carl Bruloff. Von Herrn N. v. Demidoff zu Ausföhrung eines Gemäldes aufgefordert, dessen Säjet seiner Wahl überlassen blieb, wählte er eine jener Katastrophen, die nach der allgemeinen Sündfluth in der Geschichte äußerst selten sind. Auf einer ungefähr vierzehn Ellen langen Leinwand stellt er uns den letzten Tag von Pompeji dar. Aus zweien Briefen des Cajus Plinius Cäcilius, eines Augenzeugen der tragischen Katastrophe, an den Geschichtschreiber Tacitus entlich er die besonderen Umstände, und alles dasjenige, was, da es auf Einem Punkt sich darstellt, jede andere Phantasie zur Verzweiflung gebracht hätte, scheint vielmehr der feinigsten als Gährungsstoff, als reiche Nahrung gedient zu haben. Er begab sich an den Ort, wo Pompeji einst gestanden, und stizirte die eben so furchtbare als rührende Scene nach den Trümmern, die in der alten Straße der Vorstadt Augustus Felix, welche eine kurze Strecke mit der Herkulanischen Straße parallel lief, aus ihrer Grabeshöhle emporstiegen. Wenn man von diesem Orte aus nach dem Thor von Pompeji geht, so erblickt man zur Rechten den Besuch, welchen der Maler sehr zweckmäßig zum Hintergrund seines Gemäldes benutzte. Wir glauben dem Leser einige Stellen aus der Erzählung des Plinius mittheilen zu müssen, damit er von der Idee des Künstlers und von der Disposition der Gruppen, mit denen die Scene belebt ist, einen angemessenen Begriff erhalte. „Zunehmende Tage lang hatte man ein Erdbeben verspürt, das uns um so weniger überraschte, als die Städte und Flecken Campaniens demselben häufig unterworfen sind; in jener ganzen Nacht *) verstärkte es sich in solchem Grade, daß jedes Haus eher umgekehrt als erschüttert wurde. Meine Mutter trat plötzlich in mein Gemach, als ich eben hinaus-eilen wollte, um sie zu wecken. Wir setzten uns in dem Hofe nieder, der nur einen schmalen Raum zwischen dem Gebäude und dem Meere einnimmt. . . . Schon war es sieben Uhr Morgens, und noch zeigte sich nur ein schwaches Dämmerlicht. Jetzt erhielten die Gebäude so furchtbare Stöße, daß man nur an unbedeckten Orten, die jedoch sehr eng waren, verweilen konnte. Wir entschloßen uns, die Stadt zu verlassen; das geängstigte Volk drängt uns haufenweise nach, und, wie es bei allgemeinen Schrecken zu geschehen pflegt, ein Jeder hält dasjenige für das Sicherste, was er die Andere thun sieht. Als wir aus der Stadt heraus waren, machten wir Halt — neue grausige Wunder, neues Entsetzen! . . . Das Meer schien sich umzukehren und war wie vom Ufer zurückgestoßen. . . An der entgegengesetzten Seite zerbarst eine schwarze, entsefliche, von Klammen durchzuckte Wolke und ergoß sich in blitzähnlichen Feuerströmen, die nur viel leuchtender waren, als Blitze. . . Die Wähe fing an herabzustauben; ich drehe mich um und sehe, wie ein dicker Rauch, der sich gleich einem Strom über den Boden ausdehnt, uns nachfolgt. Indem wir dahinschauten, sprach ich zu meiner Mutter: „Laß uns vom Wege abgehen, damit nicht der nachdrängende Haufe in dieser Finsterniß uns ersticke.“ Mit genauer Noth hatten wir uns entfernt, als das Dunkel in solchem Grade zunahm, daß wir uns weit eher in einer ganz finsternen Kammer als unter einem sternlosen Nachthimmel zu befinden glaubten. Man hörte nichts mehr als das Gebeul der Weiber, das Gewimmer der Kinder, das Schreien der Männer; die Einen riefen ihren Vater, die Anderen ihren Sohn, wieder Andere einen Gatten; man erkannte sich nur an der Stimme; Jener bemerkte sein eigenes Unglück, Dieser das Schicksal seiner Theuren; Mancher rief aus Todesangst den Tod an; Viele steheten zu den Göttern; Viele waren überzeugt, daß es mit ihnen vorbei sey, und daß die Welt in dieser Nacht, die sie für die letzte ewige Nacht hielten, untergehen würde.“ — Dies ist die Schilderung, aus welcher der Maler seine Bilder entnehmen und auf der Leinwand darstellen sollte. Ob es dem Ritter Bruloff gelungen sey, über alle Schwierigkeiten einer so riesigen Aufgabe zu triumphiren, mag der Leser aus unserer Beschreibung der Gruppen seines Gemäldes beurtheilen.

Ueber der Scene schwebt die schwarze von schwefelichen Dünsten schwangere Wolke, wie sie Plinius beschreibt, und zur Rechten des Zuschauers ergießen sich Ströme eines sehr lebhaften weißlichen Lichtes, dem des Blitzes in der Finsterniß ähnlich; das von den zuckenden Strahlen gefürchte Dunkel der Wolke geht in dem glühenden Dampfe des Besuchs allmählich unter. In der Mitte des Gemäldes und an der Stelle, die am meisten beleuchtet ist, liegt eine todte Frau, mit einem zarten Knäblein zur Seite, dessen eine Hand noch halb an das von dem mütterlichen Busen herabhängende Tuch geknüpft ist, während es die andere auf den Boden stützt und jammert.

*) Des 23. August 72 n. Chr.

An seiner Stellung erkennt man leicht, daß die Mutter, die es beim Niederfallen in den Armen hielt, das unschuldige Geschöpf gerettet hat. Die Lage beider Figuren, die nicht natürlicher und vollendeter gedacht werden können, zeigt, daß sie von einem zweirädrigen Wagen umgeworfen sind. Dies bestätigen die zerstreut herumliegenden kostbaren Geräte und Schmucksachen, welche die Frau bei sich führte, ein Rad, in welchem noch ein Stück der zerbrochenen Axt steckt, und in größerer Entfernung der von zügellosen Pferden geschleifte Wagen selbst, aus dem der Gatte halb todt heraushängt.

Neht im Vordergrunde und rechts vom Zuschauer sieht man, als Gegenstück zu der obigen Gruppe, drei Söhne sich abmühen, ihre Aeltern zu retten: der alte Vater, auf die Schulter des kräftigsten seiner Söhne, der schon Soldat ist, gehoben und am unteren Theile des Körpers von dem jüngsten unterstützt, lehrt seine Blicke gegen den zürnenden Himmel, wehrt mit der aufgehobenen Rechten die fallende Asche ab und umschlingt mit der Linken seinen Sohn, der sich sorgsam hütet, einen falschen Tritt zu thun. Der zweite seiner Söhne schickt sich an, seine hochbefahrte Mutter zu tragen; es scheint, als ob er ihr zuredete, ihm zu folgen, während sie ihn ermahnt, sich selbst zu retten und sie, ein schon resignirtes Opfer, ihrem Schicksal zu überlassen. Das Spiel des Lichtes, welches auf die Umrisse dieser Figuren fällt, ist eben so wunderbar als ihre Verhältnisse, die Charaktere der verschiedenen Alter, die Frische und die Durchsichtigkeit der Farben. Die rechte Seite des Gemäldes schließt sich mit zwei nicht weniger bedeutenden Gruppen. Im Vordergrund unterstützt ein Jüngling seine ohnmächtige vielleicht auch sterbende Braut, mit der ihn Hymen nur vor wenigen Stunden erst verband, und deren Haupt noch die bräutliche Rosenkrone schmückt. Ihre erstarrten Glieder und der erdrückende Schmerz des Gatten erscheinen in solcher Naturwahrheit, daß man tief erschüttert wird. Hier bewundern wir dieselbe meisterhafte Licht- und Farbengebung.

Hinter dieser rührenden Scene lassen uns zwei dringende Gefahren zurückschauern. Ein Reiter ist auf dem Punkte, von seinem Rosse, das ihn reiten sollte, abgeschleudert zu werden; Mann und Pferd befinden sich in der unmittelbaren Nähe des blühenden und donnernden Meteors; man sieht, wie das Pferd sich bäumt und aus den weiten Nasenlöchern wüthend schnaubt, während der Reiter, die Augen von dem blendenden Glanze abwendend, sich im Gleichgewicht zu erhalten strebt. Die Umstehenden suchen den Hufschlägen des Pferdes auf verschiedene Weise auszuweichen; allein in demselben Augenblick droht Allen eine noch größere Gefahr; durch den Ruck des Erdbebens sind zwei Säulen auf einem sehr nahen Grabmal dem gewissen Einsturze nahe gekommen. Wir übergehen die Aufzählung der anderen ausgezeichneten Schönheiten und bemerken nur, daß hier die dem Wetterstrahl vorangehenden Blitze noch räuscher erscheinen, als an irgend einer anderen Stelle. Wenden wir uns zur linken Seite der schon beschriebenen Mittelgruppe, so entdecken wir auf derselben Linie eine arme Familie, die sich, von Schrecken ergriffen, zur Flucht bereit. Dies bezeugen schon die nackten Kinder, die bloßen Füße der Aeltern und ihr unordentlicher Anzug. Der Vater, mit der Rechten seine Gattin umklammernd, faßt mit derselben Hand seinen Mantel zusammen, um die theuren Kleinen so gut als möglich vor dem Stein- und Aschenregen zu schützen; die linke Hand aber läßt den Mantel, gleich einem Segel, im Winde flattern, um der natürlichen Richtung der Blicke nach den flammenden Blitzen zu folgen. In diesen emporstarrten Augen, in diesem geöffneten Munde ist wirklich der ganze innere Schrecken gemalt; in dieser erhobenen Hand liegt alle Verzweiflung an Rettung; die angstvolle Miene der Gattin ist ebenfalls den zuckenden Flammen zugewendet und offenbart die ganze Verstörung eines liebenden Gemüthes; sie drückt ein zartes Kind an ihren Busen, das, mit der Wuth der Elemente unbekannt, die Blicke auf ein zitternd am Boden sitzendes Vögelin richtet. Die große, schattige, nur von wenigen Lichtern unterbrochene Masse dieser Gruppe scheint dem Beobachter ordentlich näher zu rücken; besonders tritt eine an den Extremitäten beleuchtete Hand gleichsam aus dem Gemälde hervor, und je mehr man sie betrachtet, desto mehr staunt man darüber, wie glücklich der Künstler solch eine Schwierigkeit überwunden hat.

Weiter im Hintergrund, an der Seite, auf die der Blitzstrahl in gerader Linie fällt, begegnet das Auge dem Grabmal des Scaurus, das über die anderen emporragt. Hier drängt sich das Volk unter Geschrei und entspricht vollkommen der Schilderung des Plinius, indem Jeder das nachhüt, was er Andere machen sieht. Vor Allen fällt uns, gegen den Mittelpunkt des Gemäldes hin, ein heidnischer Priester in die Augen, der, mit Opfergeräth beladen, den Himmel so verzweifelt höhnisch ansieht, als hätte er seinem Glauben entsagt. Hinter ihm steht man einen Vater, sein Werkzeug auf dem Haupte tragend; dieser sieht die Gefahren und die außerordentlichen Wirkungen des Lichtes mit größerem Gleichmuth an und erscheint gleichsam als ruhiger Beobachter, um aus diesem Schauspiel Stoff für die Schöpfungen seines Pinsels zu entlehnen. Wirklich ist dies das Bildniß des Ritters Bruloff; er steht zwischen zwei reizenden Frauen, von denen die Eine, wie die in der Verwirrung des Schreckens leicht geschehen kann, eine ausgelöschte Laterne trägt; die Base auf dem Haupte der Anderen hat schon das Gleichgewicht verloren, weil sie die Hand, die das Gefäß hielt, in dem Augenblicke zurückzog, als eine andere Frau ihr bedeutete, das benachbarte Monumente wolle eben einstürzen. Am Eingang des Grabmals des Scaurus, das man vermittelst einiger Stufen ersteigt, ist die Verwirrung noch größer; Einige, die sich in der Hoffnung, ein Asyl zu finden, hineingestürzt hätten, eilen vor Schreck über die Erschütterung des Gebäudes wieder hinaus und stoßen gegen andere Personen, die dem Asyl zuströmen, um die kostbaren Geräte, mit denen sie beladen sind, daselbst abzu-

sehen. Sehr schön ist die Gruppierung so vieler und verschiedenartiger Handlungen und nicht minder ergötlich der Kontrast so vieler Affekte. Besonders interessirt ein Geiziger, der bei jeder Erderschütterung, bei jedem Wetterstrahl zusammenfahrend, sich niederbückt, um einige Geldstücke aufzulesen, die aus dem vollen Sacke gefallen sind, den er fest an sich drückt.

Endlich bietet noch der Vordergrund zwei interessante Gruppen, die ein vollgültiges Zeugniß von dem feinen Erfindungsgeist des Künstlers abgeben. An der einen Seite kniet eine Mutter zwischen ihren beiden Töchtern, die sie auf das Zärtlichste umarmt. Ihr Herz sagt ihr, daß diese Umarmung die letzte seyn wird, und ein erstorbenes thränenloses Antlitz zum Himmel erhebend, scheint sie, wie eine zweite Nohe, ganz in Schmerz aufgelöst. Ein ehrwürdiger Greis tritt zu ihr hin; er trägt das Zeichen der Erlösung, das ihn als Christen ankündigt; die in ein Tuch eingeschlagenen gottesdienstlichen Geräte, welche seine linke Hand sorgsam bewahrt, verkündigen einen Priester. In der Rechten hält er eine brennende Fackel, um seinen Brüdern in der grauenvollen Finsterniß zu leuchten.

Das Gemälde hat drei und zwanzig Hauptfiguren; jede Gruppe ist ein Gemälde für sich, bildet aber mit den übrigen ein wunderbares Ganzes. Wir nennen es wunderbar, weil das Auge nicht alle Schönheiten desselben mit einem Male entdecken kann; dazu ist Ruhe und ein wiederholtes aufmerksames Beschauen notwendig. Man kann wohl sagen, daß der Ritter Bruloff die bedeutendsten Schwierigkeiten besiegt hat, nämlich die Darstellung der doppelten Wirkung des Feuers und des Blitzes. Eine bewundernswürdige Abstufung von Anfang bis zum Ende zeigt jenes kalte Licht des Blitzes, welches anfänglich lebhaft austritt, dann, von der Asche und den Steinen schön durchbrochen, in dem glühenden Widerschein der Flammenäulen, die dem Vesuv entsteigen, untergeht. Die ganze Composition beurkundet einen solchen Reichthum der Phantasie und des Gemüths, eine so genaue Kenntniß des Ausdrucks der Leidenschaften, daß einzelne kleine Verstöße gegen die Perspektive und die Harmonie des Ganzen dagegen gar nicht in Betracht kommen.

(Schluß folgt.)

England.

Englands finanzielle Macht.

(Schluß.)

Die letzten Anleihen, die seit 1812 geschlossen wurden, um ganz Europa gegen Frankreich zu bewaffnen, waren indeß nicht ganz verloren für England; sie haben den Sturz Napoleons und seines Kontinental-Systems bewirkt, dessen um einige Jahre verlängerte Dauer die Industrie und den Handel Großbritanniens vernichtet hätte. Dann haben sie auch jene Seeschlachten herbeigeführt, die den Engländern Stationen für ihre Flotten und Faktoreien in allen Archipelagen und auf allen Küsten gesichert haben. Trotz dieser Vortheile hätte aber England einem schmäblichen Bankrott nicht entgehen können, wenn die wundervolle Industrie seines Landbaues und seiner Manufakturen und die unablässige Anstrengung seiner Regierung, ihr stets neue Abzugs-Kanäle zu eröffnen, durch den unternehmenden und werththätigen Geist der Nation unterstützt, nicht mit mächtiger Gewalt gegen seine schädlichen Institutionen angeknüpft hätte. Unter dem Worte Bankrott verstehen wir übrigens nicht bloß die Unmöglichkeit, das Kapital zurückzuzahlen, sondern die jährlichen Zinsen zu entrichten.

Prüfen wir daher, worin der kommerzielle, agrifole und industrielle Reichthum Großbritanniens besteht, wie groß folglich das Aktiv-Vermögen des Gemeinwesens ist, auf welches die Regierung rechnen kann, um die Lasten zu decken, die sie niederdrücken.

Den landwirthschaftlichen Reichthum Großbritanniens können wir in ein Tableau zusammenfassen. Die Hälfte, wenn nicht der größere Theil, des Kapitals des Britischen Reiches ist dem Ackerbau gewidmet; man kann ihn auf 1,901,900,000 Pfd. Sterl. anschlagen.

Der jährliche Werth des unmittelbaren Ertrages des Ackerbaues beläuft sich auf 246,600,000 Pfd. Sterl., welche nach statistischen Angaben auf folgende Art vertheilt sind:

	Pfd. Sterl.
Korn aller Art	86,700,000
Heu, Gras, Foutage jeder Gattung	113,000,000
Kartoffeln	19,000,000
Gartengewächse, Obst, Baumpflanzungen	3,800,000
Solfschlag, Weiden, Weinbau etc.	2,600,000
Eier, Milch, Käse und Butter	6,000,000
Viehzucht, Dünger	3,500,000
Hanf, Leinen, mit Inbegriff des Arbeitslohns	12,000,000
zusammen 246,600,000	

Nächst dem Ackerbau ist die Ausbeute der Minen und Steinbrüche die ergiebigste Quelle unseres Territorial-Reichthums. Die jährlichen Einkünfte, die sie ergeben, betragen im Durchschnitt 21,400,000 Pfd. Sterl., die sich folgendermaßen vertheilen lassen: Eisenminen 4 Mill. Pfd., Steinkohlengruben 11 Mill. Pfd., Kupfer- und Zinngruben, Marmor-, Granit-, Schiefer-, Sandsteinbrüche etc. 6,400,000 Pfd. Die Oberfläche und die unter derselben liegende Schichte des Englischen Bodens geben also einen Gesamt-Ertrag von 267 Mill. Pfd. Sterling.

Der Fischfang trägt jährlich 3,400,000 Pfd. Sterl. ein; dann kommt der Ertrag der Küstenschiffahrt, den man auf 3,500,000 Pfd. anschlagen kann. Der des See-Transports nach allen Weltgegenden wird auf 34,398,059 Pfd. Sterl. berechnet. Derjenige der Bank oder des Umlaufs des baaren Geldes, der Noten oder Kreditcheine

Großbritanniens durch die ganze Welt wird auf 9 Mill. geschätzt. Um von der Masse der Geschäfte, die durch die Hände der Banquiers gehen, eine Idee zu geben, darf man nur wissen, daß der Betrag der Rechnungen, die täglich in London gegen einander ausgetauscht werden, sich auf 8 Millionen Pfd. Sterl. im Durchschnitt beläuft. In dieser Zahl ist das Netto-Einkommen der Güter begriffen, welche Engländer im Auslande besitzen, und das ihnen nach England übermacht wird. Die Rimesse, welche von dem Einkommen der in Indien liegenden Besitzungen herrühren, nehmen in dieser Berechnung die Summe von 1,500,000 bis 2 Millionen Pfd. Sterl. ein.*)

Es giebt in Großbritannien 350,000 Familien von Handelsleuten, welche offene Läden führen, ohne die Fleischer, Bäcker und Milchverkäufer zu rechnen. Wenn man ihren jährlichen Gewinn und die Zinsen ihrer Kapitalien im Durchschnitt zu 60 Pfd. Sterl. jährlich annimmt, so giebt dies ein Einkommen von 21 Millionen Pfd. Sterl., aber diese Durchschnittssumme wäre für Irland und gewisse Districte in Schottland offenbar zu hoch angenommen; man muß sie also für jene Gegenden auf die Hälfte herabsetzen. Wenn wir außerdem noch die zuletzt genannten drei Industriezweige mit in Anschlag bringen, so erhalten wir einen Durchschnitt von 16,200,000 Pfd., welche Angabe gewiß nicht zu hoch ist.

Das Gemälde des Fabrikanten-Reichtums Britanniens verdient besonders die größte Aufmerksamkeit. Seine ungeheuer schnellen Fortschritte, die bewundernswürdigen Werkzeuge, wodurch sie bewirkt wurden, das Genie, welches sie entdeckte und vervollkommnete, der unermüdliche Kampf der Englischen Industrie gegen die des Auslandes, die ungeheuren Kapitalien, die sie verwendet, alles dieses setzt unsere Einbildungskraft in Staunen.

Den ersten Rang nehmen die Baumwollen-Gespinnste und Gewebe ein. Im Jahre 1760 erhob sich ihr Betrag nicht über 200,000 Pfd. Sterl. Seit jenem Zeitpunkt hat das Genie der Maschinenbauer ihre Fortschritte mächtig gefördert. Sie versorgen nicht allein die Märkte in Europa und Amerika, sondern haben selbst die einheimische Industrie von Hindostan und China erdrückt, wo doch der Stoff und der Arbeitslohn so wohlfeil sind. Im Jahre 1824 erklärte Herr Huxtable im Unterhause, daß der jährliche Ertrag der Baumwollen-Gewebe 33,500,000 Pfd. ergäbe. Er war im Jahre 1827 auf 36 Millionen gestiegen, jetzt beträgt er wenigstens 37 Millionen. Zieht man hier von 6 Millionen für das rohe Material ab, so bleibt ein Ertrag von 31 Millionen. Dieser Industriezweig beschafugt mehr als 850,000 Bleicher, Spinner, Weber, deren Lohn, zu 24 Pfd. Sterl. jährlich gerechnet, über 20 Millionen Pfd. beträgt, ferner 111,000 Maschinenbauer, Maurer, Schmiede, Tischler, Mechaniker, die an Lohn, zu 30 Pfd. Sterl. gerechnet, 3,330,000 Pfd. einnehmen, im Ganzen 23,330,000 Pfd. Sterl., es bleiben also 13,670,000 Pfd. Gewinn, der durch die Industrie und mit Hilfe der Kapitalien, die zu den Werkzeugen, Maschinen, Geräthschaften u. dgl. erforderlich verwendet werden, erzeugt wird. Diese Kapitalien betragen im Jahre 1827 65 Millionen Pfd. Sterl., heute übersteigen sie die Summe von 75 Millionen.

Der Ertrag der Baumwollengewebe und Gespinne übersteigt um 1 Million Pfd. Sterl. die rohen Einkünfte des ungeheuren Chinesischen Reichs, und die Masse der mit Hilfe der Maschinen mittelst 850,000 Menschen, die dazu gebraucht werden, erzeugten Stoffe, kommt derjenigen gleich, die 80 Millionen Arbeiter, welche nur mit den Händen arbeiten, liefern können.

Nächst den Baumwollen-Manufacturen sind die Wollenwebereien die wichtigsten. Ihr roher Ertrag ist ungefähr 22,300,000 Pfd. Sterl., wovon 6 Millionen auf den Ankauf des ersten Materials verwendet werden. Dieser Industriezweig beschäftigt mehr als 500,000 Personen, Männer, Frauen und Kinder.

Die Leinen-Manufacturen geben einen rohen Ertrag von 11 Millionen Pfd. Sterl. Sie beschäftigen mehr als 300,000 Arbeiter, und der deklarirte Werth ihrer Ausfuhr beträgt nahe an 2 Millionen Pfd. Sterl.

Die Seiden-Fabrication ist derjenige Industriezweig, in welchem die Engländer den härtesten Kampf gegen den Französischen Gewerbefleiß zu bestehen haben. Es wäre unbillig, zu verlangen, daß sie schon denselben Grad von Vollkommenheit, wie ihre Nebenbuhler, erreicht haben sollte. Nein, die Französischen Seidenwaaren nehmen den ersten Rang ein und werden ihn noch lange einnehmen. Wir wollen die Ursache dieser Ueberlegenheit mit wenigen Worten zu erklären suchen.

Frankreich ist durch seine geographische Lage der Central-Markt für die rohe und Organisirte Seide, es wäre also für Frankreich von großem Interesse, diesen Artikel von allen Einfuhr-, Ausfuhr- oder Transit-Zöllen zu befreien, und dennoch verhindert die Französische Regierung mittelst einer starken Abgabe die Einfuhr fremder Seide und verbietet die Ausfuhr der inländischen; so beschränkt sie die Production dieses Stoffes, erschwert die Speculation und beengt den Markt zum offenbaren Nachtheil ihrer eigenen Manufacturen. Im Jahre 1821 betrug die Einfuhr der rohen und gesponnenen Seide in Frankreich 1,067,239 Kilogramme, und die Ausfuhr belief sich auf 705,215 Kilogramme. Es blieben also zum Verbrauch der

Französischen Manufacturen nur 362,024 Kilogramme ohne die inländische Seide.

Wie dem auch sey, die Ueberlegenheit dieser Manufacturen entspringt daher, daß sie sich auf natürlichem Wege und von selbst in den Provinzen gebildet haben, wo die Pflanze des Maulbeerbaums die Seidenwürmer vervielfältigt, ohne, wie andere Industriezweige, der traurigen Unterstützung der Aufmunterungs-Prämien zu bedürfen. Ihre Produkte, die der wohlfeile Preis und die Schönheit des Gewebes gleich sehr empfehlen, erscheinen auf allen Märkten der Welt, und indem sie der Mode mehr als jedes andere Erzeugniß des Gewerbefleißes den Impuls geben, verleihen ihnen Erfindungsgeist und Kunst die Form, die Farben und die Zeichnung, die der Natur des Klimas, dem Lauf der Jahreszeiten und der Verschiedenheit des Geschmacks am angemessensten sind. Auch sind die Franzosen unsere Meister in dieser Art von Fabrication in Hinsicht der Eleganz und der Verschiedenheit der Muster, der Harmonie der Formen und der Farben. In England nehmen die Künste in dem Systeme des öffentlichen Unterrichts eine sehr untergeordnete Stelle ein. Wir haben keine Schulen für die Anwendung der schönen Künste auf die Manufacturen. In Frankreich ist es anders. Die zu Lyon z. B. wird von der Stadt mit 20,000 Francs jährlich dotirt und erhält vom Handels-Minister einen Zuschuß von 3000 Fr. Zweihundert Schüler ungefähr erhalten darin unentgeltlichen Unterricht. Sie hat Lehrer der vergleichenden Mechanik, der Botanik, der Architectur, der auf die Künste angewandten Chemie, des Zeichnens und Malens, besonders von Modellen und Mustern von Geweben, kurz, man lehrt darin die Fabrication, d. h., die Kunst, bei der größten Ersparniß von Zeit und Arbeit den bestmöglichen Vortheil aus den Maschinen zu ziehen. Die von den Fabrikanten als Mechaniker, Zeichner, Koloristen aufgenommenen Schüler werden ihrerseits Unterlehrer, Vorsteher von Ateliers, und mit Eifer und Sparsamkeit gelangen sie in wenigen Jahren dahin, Werkstätten für ihre eigene Rechnung zu errichten.

Anstatt die Ueberlegenheit der Französischen Seiden-Manufacturen zu leugnen, sollten unsere Fabrikanten ihrem Beispiele folgen. Jene Ueberlegenheit zeigt sich vorzüglich in den beschriebenen Geweben, besonders in dem reinen Geschmack und der richtigen Zeichnung, die ihre Muster unterscheiden. Ist das Muster angelegt und das Gewebe angefangen, so zeigt sich immer noch ein Vorzug, aber kein so bedeutender mehr.

Der Gegenstand und die Grenzen dieses Artikels erlauben uns nicht, hier die Frage über die Begünstigung der Einfuhr fremder Seidenwaaren zu erörtern. Diese Erörterung erfordert zu weitläufige Auseinandersetzungen und ist von zu gewichtigem Interesse in unserer Verhältnisse mit Frankreich, um nicht einen besonderen Artikel zu verdienen. Wir wollen uns daher begnügen, die Fortschritte unserer Seiden-Manufacturen darzulegen.

Im Jahre 1765, unter dem Verbot-System, betrug die Einfuhr der rohen und gesponnenen Seide u. dgl. 715 Pfund; im Jahre 1815, fünfzig Jahre nach der Einführung dieses Systems, belief sie sich auf 1,415,000 Pfund, und 1831 war sie auf 4,312,000 Pfund gestiegen, was einen Total-Werth von 4,661,984 Pfund Sterling ausmacht.

Der Werth der Ausfuhr der Englischen Seidenwaaren, sowohl rein, als mit Baumwolle gemischt, war im Jahre 1821 136,842 Pfund Sterling, im Jahre 1830 427,849 Pfund Sterling und 1831 500,000 Pfund Sterling.

Da die jährliche Production der Seidenwaaren sich gegenwärtig auf 6 Millionen Pfund Sterling beläuft, so bleibt, wenn man die Kosten für die in England eingeführte rohe oder gesponnene Seide, die zur Fabrication erfordert wird, abzieht, noch 2 Millionen Pfund Sterling als Arbeitslohn, Zinsen des angewandten Kapitals und reiner Gewinn des Fabrikanten.

Wir bemerken hier, daß die Zahl von 6 Millionen Pfund Sterling, welche wir ansetzen, das Ergebnis der Untersuchung ist, die das Unterhaus anordnete. Herr Pebrer, in seinen Forschungen über die agrarischen, lemmerziellen und industriellen Hülfquellen Großbritanniens, setzt diese Zahl auf 8 Millionen Pfund Sterling, die wir anführen wollen, obgleich sie uns zu hoch scheint.

Die Seidenwaaren sind Luxus-Artikel, wovon England nur für 500,000 Pfund Sterling ausführt, während Frankreich trotz der Abgaben, die noch immer deren Einfuhr in England erschweren, im Jahre 1828 für 17,311,810 Fr. und im Jahre 1830 für 15,204,388 Fr. in unsere Magazine geliefert hat, wie es Dr. Bowring darthut.

Die Bereitung des Pelzwerts, des Leders, umfaßt eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Artikeln, deren roher Ertrag sich auf 15 Mill. Pfd. Sterl. jährlich beläuft.

Der rohe Ertrag der kurzen Waaren, worunter alle Artikel begriffen sind, die zu Birmingham, Sheffield u. dgl. fabricirt werden, kann auf 17,300,000 Pfd. Sterl. angeschlagen werden. Der Preis des rohen Stoffes ist fast Null, wenn man ihn mit dem Ertrag vergleicht, den er durch die Bearbeitung erzeugt. Auch besteht der größte Theil der Kosten dieser Art von Industrie in dem Arbeitslohn; sie beschäftigt 370,000 Arbeiter.

Die Töpferarbeit, Porzellan-, Glasarbeit, mit Inbegriff der Spiegel-Fabrication, sind eine nicht minder kostbare Quelle des Reichthums, indem die Materialien, fast alle einheimisch, nur sehr wenig kosten. Der jährliche Ertrag der Glaswaaren beträgt 2,500,000 Pfd. Sterl. Derjenige der Töpferarbeit, des Steinguts, ergiebt 6 Mill. Pfd. Sterl. Die Juwelier- und Goldschmiede-Arbeiten, wenn man die Kosten des theuren Materials abrechnet, bringen nicht weniger als 3,400,000 Pfd. Sterl. ein.

Endlich geben die Fabrication des Papiers und der Pappe, die Buchdruckerei, die Schriftgießerei, die Herstellung der Pressen, die

*) Man weiß, daß es in London ein Liquidations-Comtoir giebt, Clearing-House genannt, wo durch ein sehr einfaches Verfahren die gegenseitigen Zahlungen schnell und fast ohne Hülfe des baaren Geldes geschehen. Jeder Banquier schickt seine verfallenen Wechsel nach diesem Bureau und tauscht sie gegen andere auf ihn gezogene ein. Auf diese Weise braucht er nur den Unterschied der Hauptsumme seiner Wechsel und der auf ihn laufenden herauszugeben oder sich herausgeben zu lassen. Wollt man sich versichern, daß man mittelst dieses gegenseitigen Austausches mit einer Summe von 2 bis 30,000,000 Pfd. baaren Geldes täglich Zahlungen von mehreren Millionen bewerkstelligt.

Kupfer, Stahl- und Holzstücke, die physikalischen und mathematischen Instrumente u., einen Ertrag von 31,200,000 Pfd. Sterl.

Die von uns aufgestellten Zahlen sind nicht aus der Luft gegriffen; sie sind das Resultat der sorgfältigen Forschungen, die Herr Pöbner unternommen und mit den Parlaments-Dokumenten genau verglichen hat. Das allgemeine Resultat seiner Berechnungen schlägt die Summe des ganzen Ertrags der Arbeit, welche auf den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen Großbritanniens gewendet wird, auf die ungeheure Summe von 514,823,059 Pfd. Sterl. an.

Das Britische Reich besitzt noch andere nicht weniger kostbare Kapitalien. Dies sind seine Tausende von Schiffen, welche alle Meere durchsegeln, seine Kanäle, seine Eisenbahnen, welche in allen Richtungen die drei Königreiche durchschneiden, seine auf die ganze Oberfläche des Erdbodens ausgestreuten Besitzungen, von Helgoland bis Dubeuf, von Dubeuf bis Malta, von Malta bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung und von dem dünnen Felsen von St. Helena bis zu dem fruchtbaren Ceylon. Aber der Werth dieser Kapitalien läßt sich nur durch vielfältige mühselige Forschungen ausmitteln, die uns jedoch nicht zurückschrecken und uns Stoff zu neuen Mittheilungen liefern sollen.

F r a n k r e i c h.

Chardin, der Französische Reisende nach dem Orient, in einer neuen Auflage.*)

Die Zeit hat zwar den so zu sagen brüderlichen Auf zweier großen Reisenden des 17ten Jahrhunderts, Chardin's und Tavernier's, fest begründet; aber es ist doch wohlzueben, alle Jahrhunderte oder, wenn die Ideen rasch wechseln, selbst mehrmals im Verlaufe eines Jahrhunderts die Urtheile der Kritiker, unserer Vorgänger, zu prüfen. Besteht ein Buch diese Probe immer von Neuem, so zirkulirt es mit mehr Glanz in der Welt, wie eine Münze, die ein neues Gepräge erhalten hat. Wir haben uns bei der Prüfung dieses Buches noch einmal davon überzeugt, daß die Stimme der ganzen Welt immer Recht hat, und doch waren wir mit einem gewissen Vorurtheil gegen die Reisenden überhaupt aus Werk gegangen. Frankreich hat fast keinen großen Reisenden aufzuweisen, und das Ausland eigentlich nur wenige. Wir verlangen aber von dem ächten Reisenden, daß er uns nicht sowohl Nachrichten, als Beobachtungen über die Individualität der Völker, die er besucht hat, mitbringe.

Die große Mehrheit der Reisenden ist dazu ganz untauglich; um dies erklärbar zu finden, betrachte man nur das System, nach welchem sie dressirt werden. Man hat uns gesagt, es gäbe zu Paris, im Jardin des Plantes, eine Schule für Reisende in ferne Länder. Dort lehrt man sie ein wenig Botanik und Mineralogie; denn was man hauptsächlich von ihnen verlangt, ist, daß sie Pflanzen und Steine für die Sammlungen des Botanischen Gartens und des Cabinets mitbringen. Man steckt zu ihrer wissenschaftlichen Bagage noch ein wenig Medizin, d. h. so viel als nothwendig ist, um den Puls fühlen, Ader lassen oder einen Zahn ausreißen zu können; man vergiftet nicht, ihnen etwas Arabisch, Persisch oder Indisch ins Ohr zu flüstern, und — was die Hauptsache ist — man instruirt sie in der Kunst, den Bauch der Thiere, die sie auf der Jagd erlegen können, mit Heu, Wolle u. dgl. auszustopfen, und sobald sie diesen letzten Grad der Weisheit erlangt haben, ist die Sache abgemacht; sie sind Reisende und können sich diesen Titel mit der größten Zuversicht beilegen.

Haben unsere Wanderer den Schauplatz der Ausbeute erreicht, so setzen sie sich feisch ans Werk. Sie weitern darin, wer eine große Anzahl Kisten am bequämsten mit angebliebenen Natur-Merkwürdigkeiten füllen kann. Sie erheben sich früh vom Lager, legen sich spät schlafen und beginnen jeden Tag von neuem eine regelmäßige Arbeit, wie es etwa ihre Kollegen, die reisenden Handlungs-Kommiss, machen würden, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Einen herumreisen, um Muster und Proben zu sammeln, die Anderen aber sie mitnehmen, um sie auf ihrer ganzen Route auszustreuen. Ist die Aerdte vorbei, so kommen die wissenschaftlichen Reisenden ins Vaterland zurück, wo tausenderlei Belohnungen ihrer warten; dann reisen sie wieder ab, mit denselben Instructionen versehen und durch den Erfolg neu ermutigt; sie wandern maschinenmäßig hin und her, wie ein Weberschiffchen; es ist ein Stand, eine Profession; ihr Lebenswandel gleicht ganz dem jener Menschenklasse, welche die Seefahrer *pacotilleurs* nennen; allein Alles geschieht auf Kosten der Regierung und, wie man sagt, zum Nutzen der Wissenschaft. In ihren alten Tagen erhalten sie eine Invaliden-Versorgung; sie präpariren und klassifiziren solche Thiere, die ihnen junge Nachfolger aus den vier Ecken der Welt zusenden. Man erwarte ja nicht, daß sie in ihrer sorgenfreien Zurückgezogenheit von dem Privatleben, dem moralischen Charakter, den religiösen Geheimmnissen der Völker, die sie besucht, etwas erzählen werden. Genug, daß sie ihnen an dem Tage, wo sie anfangen, ihre Sprache zu verstehen, ein verständliches Lebenswohl sagen konnten.

Dies sind die Früchte einer solchen Manier, zu reisen, und so ist das Material unserer Literatur der Reisen beschaffen, die auch unsere Buchhändler heutiges Tages mit wenig Schonung behandeln. Denn stets von Neuem kündigen sie Sammlungen zu herabgesetztem Preise an, in die alle bekannte Reiseberichte der Reisenden aller Länder

*) Voyages du chevalier Chardin en Perse etc., par feu L. Langlès. 10 vol. 8. Preis 50 Fr.

auszugeweise aufgenommen werden. Und warum sollte sich auch das Publikum darüber Kummer machen? Es gewinnt ja durch alles das, was man ihm entzieht; es braucht nicht alle die Poesie zu bewundern, die irgend einem Reisenden am Kap Mysenum oder bei den Cycladen entströmte; nicht den monotonen Gastmahlen und Festen wilder Völker beizuwohnen, mit denen ein Anderer seine Leser bewirthet; es ist vor Allem der Mühe überhoben, hundert Kap's, hundert Flüsse, hundert Küsten zu mustern, die einander aufs Haar gleichen; ja, es kann ihm noch der positive Vortheil erwachsen, daß der Stil des Reisenden durch den Epitomator veredelt worden ist.

So ist unser Chardin nicht gereist, und von seinem Buche könnte man nicht ganze Stücke trennen, um sie einem anderen anzubestehen. Chardin begnügte sich damit, daß er, wie sein Vater, als Juwelenhändler wanderte, um den Orient, der ihm theurer war, als sein kaufmännisches Interesse, recht ungehindert ausbeuten zu können. Der Zufall, oder vielmehr ein glücklicher Beobachtungs-Instinkt, ließ ihn Persien zum Hauptgegenstand seiner Studien machen, Persien, vormalig das Karavanserai Asiens, wo alle Eroberer, welche die östliche Welt verwüsteten, abwechselnd ihre Zelte aufschlugen, und das uns dennoch, seitdem die Handelswege auf den Ocean eröffnet worden, schon lange Zeit verschlossen ist.

Chardin, der Juwelier, der sein Reisepatent nicht im Jardin des Plantes empfangen hatte, wußte recht gut, was dazu gehörte, ein solches Land kennen zu lernen. Er hat sich in Persien niedergelassen, hat lange Jahre dort verweilt, indem er Edelsteine verkaufte, um zu leben, auch, wenn man will, um reich zu werden, ein Emolument, das nicht zu verachten ist, wenn es sich so mitnehmen läßt. Vor Allem aber lebte und verkehrte er mit den Menschen, deren Studium sein Zweck war. Er bemühte sich, ihnen die verborgenen Geheimnisse ihrer Politik, ihrer gesellschaftlichen Verfassung, ihres religiösen Glaubens, ihres wahrhaft nationalen Charakters zu entlocken. Zu diesem Zwecke war er in einem Grade Perser geworden, wie es einem Europäer nur irgend möglich ist.

Schon sechs Monate nach seiner Ankunft hatte er den Titel eines Königlich Persischen Hof-Juweliers empfangen; er wußte recht wohl, daß man sich im Orient fast immer einen vom Throne emanirten Titel verschaffen muß, wenn man für etwas gelten oder nur sein Leben oder seine Börse erhalten will. Dieser Charakter war ihm auf seinen häufigen Exkursionen öfter eine Sicherheitswache gegen offene Gewaltthatigkeit und ein Schutz gegen die Privat-Ränke reicher Persischer Großen, mit denen er in Berührung kam. Dessenungeachtet hatte er mit den Magnaten einige nachtheilige Handel; allein er scheint dabei seine Eigenschaft als Fremder nicht hoch anzuschlagen; er sieht nur, daß er Kaufmann ist, und daß er es mit Großen zu thun hat. In seinem Ton und der Art, wie er über seine Stellung urtheilt, liegt etwas von der Resignation eines Franzosen vom Bürgerlande, der einem Marquis von Versailles eine Karosse gethefert, für die er seine Bezahlung erhalten konnte. So sehr hat sich unser bewundernswürdiger Reisender mit dem Volke identifizirt, in dessen Mitte er wohnte.

Ein Umstand, der auf Chardin's Beruf und guten Erfolg besonders günstig einwirkte, war, daß er sich zur reformirten Kirche bekannte, und zwar in einer Epoche, wo sie kaum gebildet ward, und wo ihr sogar eine neue Verfolgung bevorstand. Um ohne Rücksicht, ohne Zerstreuung, ohne Schmerz, mit dem freien Gebrauche aller seiner geistigen Vermögen reisen zu können, muß man alle Bande, die an das Vaterland knüpfen, zerrissen haben oder doch sehr schlaff halten. Eine Religionsverfolgung ist in den Zeiten, wo der Glaube noch zu den großen Interessen des Lebens gehört, eine der stärksten Ermutigungen zu Reisen in die Ferne. Wirklich hatte sich Chardin in dem Grade von Frankreich losgesagt, daß er den Abend seines Lebens in England zubrachte.

Er hatte den Ort seines zweiten freiwilligen Exils gut ausgesucht. Schon zehn Tage nach seiner Ankunft schenkte ihm König Karl II. den Titel eines Ritters (Squire) und überreichte ihm selbst die Insignien. Später ernannte ihn derselbe Fürst zum Bevollmächtigten und die Englisch-Ostindische Compagnie zu ihrem Agenten bei den Generalkaaten. In einem protestantischen Lande mußten diese ehrenden Auszeichnungen der Lohn für seine langen Reisen seyn, die so viel Geld, Muß und Scharfsinn erfordert hatten. Wäre aber Chardin in England geboren gewesen, und hätte er denselben Ehrenstellen in einer ruhigeren Laufbahn entgegengeesehen, so würde er vielleicht dies mühevollen Leben nicht erkoren haben, das ihn unsterblich machte. Er mußte in einem Reiche und Zeitalter katholischer Unduldsamkeit als Protestant geboren werden, um sich mit Glück zu exiliren und in einer fremden Zone den Ruhm zu erlangen, den ihm absurde Gesetze in seiner Heimath verweigerten. (J. d. D.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Epidemischer Selbstmord. Dr. Burrows spricht von einer Gegend auf dem Kontinente, wo in der Englischen Armee der Selbstmord zu Zeiten förmlich eine epidemische Krankheit wurde. Der General fand, daß er einige seiner besten Soldaten durch diesen nutzlosen Krieg verlor, und befahl, daß das nächste halbe Duzend, welches Selbstmord begehen würde, auf öffentlichem Plage aufhängt und so den Soldaten gezeigt werden sollte. Dieses Mittel schlug vollkommen an, und die Soldaten hörten segleich auf, das Spiel des Selbstmordes zu treiben. (Uwins, On mental diseases.)